

Nr. 101. Bromberg, den 3. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Aber in zweihundert Jahren hat niemand juristisch zu beweisen vermocht, daß jener Briesman und Erik Briesman Reynold aus Sundsvall ein und deselbe Mann gewesen sind", warf Erik ein.

„Das liegt daran, daß Zeit und Ort seines Ablebens sich nicht feststellen ließen. Erst nach langen Jahren kam die Nachricht, daß ein Seemann namens Briesman ein reiches Erbe hinterlassen habe. Natürlich wurden nun von hier aus Nachforschungen angestellt, die nach langer Zeit zu der Gewißheit führten, daß es sich wirklich um Erik Frisman Reynolds sehr ansehnliche Hinterlassenschaft handle. Daß er dort drüben seinen Mutternamen angenommen und ihn nach niederländischer Manier umgeformt hatte, war den damaligen Verhältnissen nach durchaus erklärlich. Überdies soll er sich zwischendurch auch öfters noch schlichtweg Reynold genannt haben. Auch seine amerikanischen Besitzungen waren unter dem Namen „Reynoldsche Plantagen" bekannt. Nun, jedenfalls schickten die nächsten Generationen im Hinblick auf diese große Hinterlassenschaft mehrmals Bevollmächtigte nach Holland und Guyana. Die niederländischen Behörden erklärten: „Wenn ihr durch unwiderlegliche Papiere beweist, daß es sich um ein und dieselbe Person handelt, gehört die Hinterlassenschaft euch!" Aber diese Papiere ließen sich nicht beschaffen, und da überdies Uneinigkeit, Unlust und Todesfälle eintraten, dauerte es lange, bis neue Versuche unternommen wurden. Schließlich erbot sich ein gewisser Herr Magnus, die Sache in die Hand zu nehmen. Er reiste mit umfassenden Vollmachten ab und — ließ nie wieder von sich hören. Als er jedoch um das Jahr 1800 herum starb, stellte es sich heraus, daß er Besitzer der Reynoldschen Plantagen war!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Märta stand im Sonnenschein auf der Schwelle. „Hier sitzt ihr!" lachte sie. „Ausgerechnet in dem einzigen Zimmer, das noch nicht reingemacht ist? Nun kommt aber mit. Das Frühstück steht bereit."

II.

Sie begaben sich nach dem Eßsaal, der mit dem Ausblick auf die See und seinen kostbaren alten Möbeln ebenso wie der danebengelegene Salon zu den hübschesten Räumen des Hauses gehörte. Tobias wartete auf: er betrachtete das nicht als Pflicht, sondern als einen Vorzug, den er sich nicht nehmen ließ.

Aber Eriks Vater ließ sich kaum Zeit zum Essen, sondern erzählte weiter, daß die Briesmansche Hinterlassenschaft nun in zwei Teile zerfallen sei, von denen der eine — nämlich die Plantagen — von jener Zeit ab aufgegeben wurde. Da Briesman jedoch bei seinem Tode in Holland als schwer reicher Mann bekannt gewesen war, ergab sich die Frage, wo sich sein bares Vermögen befand das nun schon durch Zinsen und Zinseszinsen zu einer ungeheuren Summe angewachsen sein mußte. Es handelt sich nun vor allem darum, festzustellen, wann und wo Erik Frisman Reynold gestorben ist", fuhr der alte Herr fort. „In einer alten Zeitungsnachricht behauptet ein gewisser Kapitän Pajlin, ihn im Frühling des Jahres 1756 in Holland gesehen zu haben, aber erst kürzlich ist es mir gelungen, diese Angabe mit einer Kombination zu verbinden, die das Rätsel löst. Aber laßt uns nach der Bibliothek hinübergehen, Kinder, und hol' du deine Amsterdamer Notizen herunter, Erik."

Gleich darauf waren alle drei in der nach der Landseite zu gelegenen reichhaltigen, wenn auch altmodischen Bibliothek versammelt, und Erik berichtete:

„Wie du richtig vermutetest, ist die Firma Steubinger & Mill eine direkte Fortsetzung des alten Millschen Geschäfts. Die Herren waren äußerst entgegenkommend, und es fanden sich denn auch einige Kassenbücher und Privat-Tagebücher von Jonathan Mill aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Leider waren aber die Bücher aus den Jahren 1728—30 verschwunden."

„Wie sonderbar!" bemerkte sein Vater, der eifrig die Notizen studierte. „Sehr interessant scheint es mir aber, daß Briesman 1727 in Schweden gewesen ist. Und daß ein Frachtschiff der Firma Mills im August 1731 Kolonialwaren von Briesman für seinen Bruder Bernhard nach Stockholm brachte, ist sogar höchst bedeutungsvoll."

„Nun wird Onkel Hugo sicherlich von dem Schiffbrüchigen in der Kajüte anfangen", warf Märta lächelnd ein.

„Allerdings, mein Kind", entgegnete Reynold ernst. „Ihr wißt ja auch von der Sache. Der Schiffbruch fand im Jahre 1732 statt, während Bernhard Reynold auf Reisen war. Ein Schiff, das zur Nachtzeit bei heftigem Südoststurm nach Jägarö wollte, scheiterte am Granittor und versank dort im Sund mit der ganzen Mannschaft — bis auf einen. Dieser schwamm ans Land und wurde morgens sterbend in der alten Kajüte am Strand aufgefunden. Man begrub ihn wie alle angeschwemmten Leichen als Namenlosen, entweder hier auf der Insel oder auf Radmansö. Drei Monate später kehrte Bernhard Reynold heim, und die Nachricht von jenem Schiffbruch erschütterte ihn aufs tiefste. Ob es ihm gelungen ist, festzustellen, wer jener Schiffbrüchige war, steht nicht fest. Man weiß nur, daß er es eifrig versuchte und bald darauf starb. „Er grämte sich zu Tode", schreibt sein Sohn. Nun frage ich euch: gibt es dafür eine annehmbare Erklärung?"

„Ich verstehe, wo du hinauswillst", sagte Erik, aber —"

„Bedenke die Tatsache, daß Briesman mit Bernhard Reynold in Verbindung stand und im Jahre 1732 noch am Leben war", fiel sein Vater ihm ins Wort. „Im Herbst d. J. stirbt hier auf Jägarö ein vornehmer Schiffbrüchiger, der schwedisch spricht. Seitdem hat niemand mehr irgend etwas von Briesman gehört. Ich halte meine Vermutung für unwiderleglich."

„Die Hypothese ist verlockend", meinte Erik. „Dennoch ist es noch kein vollgültiger Beweis. Oder hast du in der Sache schon irgendetwas unternommen?"

„Nein, aber du weißt noch nicht alles", erwiderte sein Vater.

„Komm, laß uns einen Spaziergang machen!"

„Was meinst du dazu?" sagte Erik leise zu Märta, als sie in die Halle hinausgingen.

„Daß es schrecklich wäre, wenn er sich irrte. Meine arme Mutter war ihrer Sache damals ja auch ganz sicher. Aber widersprich ihm nnicht zu energisch, Erik! Was er dir jetzt mitteilen wird, wirst du noch seltsamer finden als alles andere."

Inzwischen hatte Reynold Hut und Stock geholt, und nun gingen die beiden Männer über den Hof von dannen.

„Wie hübsch alles ist, Erik!" murmelte sein Vater und deutete auf die Felder. „Gott weiß, ob ich es überleben würde, Jägarö zu verlassen. Aber jetzt gehört es noch uns, und unsere Vorfahren wissen es . . . Glaube mir, es regen sich schon Kräfte, und die Hilfe naht. Sag' mal, erinnerst du dich der Geschichte von dem Mann vom Meer?"

„Meinst du die alten Geschichten, die Tobias mir in meiner Kindheit erzählte? Von einem Meermann, der nachts bei der Kajüte aus der See herausstieg?"

„Ja, die meine ich." Reynold lächelte ingrimmig. „Einem Ingenieur kommt so etwas wohl albern vor? Und doch hat Rittmeister Hegelius ihn im Jahre 1812 mit eigenen Augen gesehen, und es liegt ein Bericht darüber vor."

„Oh, mir ist es immer ganz natürlich vorgekommen, daß Jägarö ebenso wie andere alte Güter seinen eigenen Spuk hat", erwiderte Erik. „Dieser Meermann ist ja wohl am öftesten im achtzehnten Jahrhundert aufgetreten und soll in irgendeinem mystischen Zusammenhang mit jenem Schiffbrüchigen stehen, nicht wahr?"

Reynold legte einen Arm um die Schultern seines Sohnes. „Ja, ja, zwischen zwanzig und dreißig Jahren glaubt man nicht an so etwas", sagte er. „Aber schließlich fängt man an, seine eigenen Zweifel zu bezweifeln, und ich kann nur sagen, daß ich nicht mehr weiß, was ich glauben soll."

„Nun, in unseren Zeiten hat der Meermann sich wenigstens nicht gezeigt", versetzte Erik mit leisem Unbehagen.

„Er hat sich in diesem Jahr gezeigt!" sagte Hugo Reynold.

III.

Der alte Herr blickte den Sohn von der Seite an und fuhr dann ruhiger fort: „Es wundert mich nicht, daß du bestürzt aussiehst. Ich selbst habe ihn nicht gesehen, aber zwei Personen hier auf Jägarö schwören darauf, daß der Mann vom Meere umgegangen ist. Einer ist der Sohn des Pächters, der eines Abends bei stillem, klarem Wetter von Kapellskär zurückgesegelt kam und den Meermann zusammengekauert neben der Kajüte sitzen sah, genau so, wie er immer beschrieben wurde. Der Junge hatte sich zu Tode erschrocken und war kaum imstande, sein Erlebnis zu erzählen, als er nach Hause kam. Lindström kam gleich herüber und weckte mich, und Tobias und ich gingen sofort mit Laternen nach der Kajüte hinunter, entdeckten aber nichts. Ich hatte das ja auch kaum erwartet, abr Tobias ging herum und grübelte darüber nach."

„Natürlich!" lachte Erik. „Er steckt ja bis an den Hals voll Aberglauben."

„Mag sein, aber eins steht fest: er ist ein mutiger Mensch. Die Tage darauf rauchte er seine Pfeife mit Vorliebe in der Nähe der Kajüte, und am fünften Abend hörte er, daß irgendetwas da war . . ."

„Wie hörte er das?"

„Seiner Behauptung nach klang es, als ob ein schweres, klotziges Wesen auf der Meeresfläche entlang ginge. Er schlich näher heran und gewahrte zwischen den Bäumen hindurch etwas, das in aufrechter Stellung in die See hineinging und drin verschwand."

„Aber bester Vater!" rief Erik aus. „Du erzählst das, als ob —"

„Laß es dir selbst von Tobias beschreiben. Noch am nächsten Morgen war er aschfahl im Gesicht, als er mir darüber berichtete. Und seitdem raucht er seine Abendpfeife anderswo."

Erik schwieg eine Weile, indem sie weitergingen. „Das war also Anfang Juni", sagte er schließlich. „Und seitdem —?"

„Nichts. Ich bin oft selbst abends hingegangen, ohne jemals etwas Ungewöhnliches zu sehen. Ich weiß ja selbst nicht, was ich glauben soll, mein Junge. Aber daß der Mann vom Meere gerade zu der Zeit wieder in die Erscheinung tritt, in der ich herausfand, daß jener Schiffbrüchige Vriesman gewesen sein kann — siehst du, das regt doch zum Nachdenken an . . ." Sie hatten jetzt das Pächterhaus erreicht, wo ein großer junger Mensch emsig Holz hackte.

„Da bist du ja, Knut", sagte Reynold. „Mein Sohn möchte gern hören, wie du den Meermann damals sahst."

Der Junge erzählte bereitwillig: Die Erscheinung habe sich neben der Kajüte gekauert, als ob sie nicht gesehen werden wollte. Sie habe sich nicht geregt, sondern nur zu ihm herübergestarrt und den Kopf gewendet, während das Boot vorübersegelte.

„Um welche Zeit war das?" fragte Erik.

„Kurz nach elf Uhr. Es war schon ein bißchen dunkel, aber ich war ja kaum fünfzig bis sechzig Meter vom Strand entfernt."

„Irgendein Strolch!" bemerkte Erik achselzuckend.

„Nein, nein!" versicherte der Junge. „So wahr ich lebe, es war kein Mensch. Es war groß und unförmlich, und hatte zwar Arme und Beine, aber keinen Hals — auch keine Menschenaugen, und der Mund war ein großes rundes Loch. Es muß irgendein Geschöpf aus dem Meeresgrund gewesen sein, und Tobias hat ja auch gesehen, daß es wieder ins Meer hineinging."

„Nun, du und ich werden demnächst mal zusammen segeln, Knut", beschwichtigte Erik den erregten jungen Menschen, begrüßte dann noch Frau Lindström und ging mit seinem Vater weiter.

„Irgendetwas hat der Bengel gesehen, das läßt sich nicht leugnen", murmelte Reynold.

„Ich leugne es nicht. Wenn alle natürlichen Erklärungen erschöpft sind, werde ich zugeben, daß er irgend einen Spuk gesehen hat," erwiderte Erik.

Sie wanderten nun in östlicher Richtung quer über die Insel. „Da drüben steht dies Jahr Roggen", bemerkte Reynold seufzend. Zuweilen tut es mir doch leid, daß ich verpachtet habe."

„Aber Lindström ist doch ein prächtiger Mensch, nicht wahr?"

„Ja, das ist er."

Jetzt näherten sie sich einer Hügelreihe und umgingen sie in nördlicher Richtung, bis der Sund wieder sichtbar wurde. Rechts klaffte die enge Durchfahrt des Granittors, das seine Entstehung wohl einem Felseneinsturz der Eiszeit verdankte. Seitdem trennte ein schmaler Wasserarm, der an der engsten Stelle kaum fünfzehn Meter betrug, die Insel von dem auf diese Weise entstandenen Portholm.

Vom Granittor bis zur Landungsbrücke und dem Gutshof bildete die Küste an der Nordseite der Insel eine ganze Reihe kleiner Buchten mit sandigem Strand. Die beiden Spaziergänger kamen, wohl nicht unbeabsichtigt, dicht neben der Kajüte heraus, die von einem im siebzehnten Jahrhundert gestrandeten sogenannten „Reichsschiff" herstammte. Das wunderliche kleine Häuschen war mit der Zeit tief in den Sand eingesunken. Es war wahrscheinlich ausgebessert worden, aber die neueren Tannenbretter befanden sich in weit schlimmerem Zustand als die ursprünglichen Eichenplanken. Die Tür war neu, während die kleinen grünlichen Fensterscheiben noch immer wie vor zweihundertundfünfzig Jahren fest in ihrer Bleifassung darinsaßen. Wind und Wetter hatten verheerend gewirkt, und nur in den Schnitzereien der Eichenplanken war hier und da noch etwas von den bunten Farben übriggeblieben. Erik öffnete die Tür und trat hinein.

Dumpfe Luft drang ihm aus dem niedrigen, dämmerigen Raum entgegen, dessen einzige Ausstattung in einem Tisch und einigen hochlehnigen Stühlen bestand. Fetzen von uraltem Goldleder hingen hier und da an den Wänden. Hier hatte er als Kind Pirat und Gustav II. Adolfs Admiral gespielt. Und hier war der ehemalige Kaperkapitän Vriesman also sterbend gefunden worden?

Eriks Blick schweifte übers Meer. „Da draußen in der Bucht soll Vriesmans Schiff also gesunken sein?" murmelte er gedankenvoll.

„Ja", sagte sein Vater. „Nachdem es am Granittor angeprallt war, muß es noch etwa bis hier gekommen sein, bevor es unterging."

„Und mit der Zeit ist es natürlich immer tiefer in den Meeressand eingesunken."

„Wahrscheinlich — — oder auch zerfallen. Aber neuerdings hat man solche Wracks verschiedentlich untersucht und Kanonen und dergleichen mehr heraufgeschafft. Hier in der Bucht ist der Boden ganz eben, und nirgends mehr als fünfundzwanzig Meter tief."

Eine ganze Weile saßen sie ganz still, jeder auf seinem Stein, und rauchten.

„Hast du irgendeinen Plan, Papa?"

„Nein, ich wartete deine Rückkehr ab. Für große Ausgaben reicht es bei uns ja nicht, weißt du."

„Die Sache ist natürlich sehr unsicher, aber doch wohl einen Versuch wert. Aber was steht zu hoffen? Eine Schiffskasse mit einigen Tausenden? Oder eine Fracht?"

„Vermutlich längst zerstörte Kolonialwaren. Aber wenn Vriesman nun hergekommen wäre, um sich hier oder in Stockholm niederzulassen? Dann würde er sein Barvermögen doch mitgebracht haben, und das könnte eine recht erhebliche Summe sein."

„Gold- und Silbermünzen jener Zeit?" Erik schüttelte den Kopf. „Solche Vermutungen sind verlockend, aber sehr unsicher."

„Oh, ich wäre schon zufrieden, wenn wir einen Beweis dafür fänden, daß jener Schiffbrüchige wirklich Vriesman war! Es wäre doch z. B. denkbar, daß er seine Papiere in einer wasserdichten Kassette verwahrte. Finden wir die, so haben wir die Lösung des schwersten Erbfrageproblems in Händen. Aber die Frist ist kurz."

Sie traten stumm den Heimweg an, und der sichtlich ermüdete Reynold zog sich zurück, um sich auszuruhen. Währenddessen suchte Erik den alten Tobias auf, der aber nicht viel über sein Erlebnis bei der Kajüte zu berichten wußte.

„Es dauerte ja nur einen Augenblick", sagte er, „aber gegen das blanke Wasser sah ich ganz deutlich, wie irgendetwas Großes, Dunkles auf zwei Beinen ins Meer hinabging, und ich sah auch die Ringe, die auf der Oberfläche entstanden." Er blickte Erik ernst an und setzte hinzu:

„Genau ebenso soll der Mann vom Meer sich schon in alten Zeiten gezeigt haben."

„Deshalb fragtest du mich wohl gestern, ob ich noch einen Abendspaziergang machen wollte?" lachte Erik. „Hältst du's für gefährlich, dem Mann vom Meer zu begegnen?"

„Man kann nie wissen", murmelte der Alte.

(Fortsetzung folgt.)

Siebenbürgenfahrt.

Von Friedrich Just.

(5. Fortsetzung.)

Das Burzenländer sächsische Museum bietet nicht nur einen Überblick über die Vorzeit, die Naturgeschichte und die Volkskunde des Burzenlandes, vor allem über die Heimatkunde der Sachsen, sondern auch in den Männern, die es begründet haben und leiten, ein Beispiel sächsischen Geistes. Nicht Professoren oder Schulmänner waren die Gründer, sondern Handwerker. Der Direktor ist ein — Likörfabrikant, Julius Teutsch, der die ersten Funde des diluvialen Menschen in Siebenbürgen gemacht hat und wissenschaftliche Artikel schreibt. Die größte Käfersammlung hat ein — Selcher, ein Salamifabrikant, zusammengebracht, Friedrich Deubel. Der machte im Sommer, in dem es keine Dauerwurst zu machen gibt, und um eine Magenerkrankung zu heilen, häufige Gebirgsgänge. Da kam 1876 der „Käferbaron" Max v. Hopffgarten nach Kronstadt. Deubel begleitete ihn und wurde zum Käfersammeln angeleitet. Seitdem betrieb er die Käferforschung so zähe und mit wissenschaftlicher Genauigkeit, daß nicht weniger als 41 neue Arten nach ihm benannt worden sind.

Von Kronstadt aus besuchen wir Rosenau (Rasnow). Über dem Dorfe ragt ein hoher Kalkfelsen auf, der nach drei Seiten steil abfällt und nur auf der Ostseite mit dem Gebirge zusammenhängt. Seine Höhe krönen die Ruinen einer Bauernburg. Bei Kriegszeiten brachten sich die Rosenauer Sachsen samt ihrem Vieh und ihrer sonstigen Habe hier oben hinter den schützenden Mauern in Sicherheit. Darum enthält die Burganlage das ganze Dorf in Miniaturformat. Eine Kirche ... Häuser ... Speckturm ... Getreidekammern ... Backöfen ... ein tiefer Brunnen ... ein großer Vorhof, fast doppelt so groß als die Burg, wohl der Weideplatz ... ein richtiges Dorf im Festungsstil.

Das ist das Erbe des deutschen Ritterordens. Das Burzenland ist später besiedelt. Die deutschen Kolonien Geisas II im „Nösner Lande" (um Bistritz) im „Unterwald" (Broos, Mühlbach), im „alten Lande" (Hermannstadt), Schäßburg, Reps und im „Weinlande" (Mediasch) bestanden schon zwei Menschenalter. So hat sich das Burzenland seine Eigenart in der sächsischen Volksgesamtheit bewahrt. Kronstadt und Hermannstadt liegen in gewissem sich ergänzenden Wettbewerbe. Hermannstadt hat die Führung auf dem Gebiete der Volksorganisation und der Politik, Kronstadt auf dem der Musik und der Industrie; Kronstadt ist fortschrittlicher, Hermannstadt konservativer. Hermannstadt hat seinen Sachsengrafen, Kronstadt den Reformator Siebenbürgens, Johannes Honterus (1498—1549), dessen Denkmal neben der Schwarzen Kirche steht. Mit einem Worte dieses Honterus, der übrigens auch die erste Druckerei in Siebenbürgen begründet hat und ein Hauptzeuge des regen Zusammenhanges mit dem Geistesleben des deutschen Mutterlandes und deutscher Universitäten, durch welchen allein ein Auslandsdeutschtum am Leben bleiben kann, ist, wirksam bis auf den heutigen Tag, sei von Kronstadt Abschied genommen. Im Treppengange des neuen stattlichen Honterus-Gymnasiums steht es: „Gott fragt mehr nach reinen Herzen, denn nach geschliffenen Zungen".

7.

Die älteste Marienburg.

Das schwarze Balkenkreuz auf weißem Mantel ... ein großes heiliges Ziel, die Ritterschaft Christi ... Kampf des Glaubens und dienende Liebe in einem ... der Grundsatz: alle für alle ... Burgturm und Staudeich ... das schützende Schwert über dem Ackerpfluge ... mit einem Wort: der Deutschordensritter hat mir allezeit die Augen hell und das Herz weit gemacht. Ich habe die Stätten, die das deutsche Gesicht der Kreuzritter durch Jahrhunderte getragen haben, nach und nach aufgesucht, von der Blütezeit des Ordens rückwärts zu seinem Anfange: die strahlende Marienburg an der Nogat ..., die hehren Trümmer der Trutzburgen im Weichselgau: Rheden, Gollub, Schwetz, Marienwerder, Thorn, Graudenz, Neuenburg, Neujaschinitz. Die Burg Marburg auf hochragendem Berge über der Lahn und die Burg Beuggen am Rhein. Venedig, die marmorne Lagunenstadt, die Hermann von Salza den großen Horizont, den Unternehmungsgeist und die politische Kunst eines Weltkaufmannsreiches gab ... und Akko*) im Heiligen Lande, wo während der Belagerung im August 1189 von einigen Bremern und Lübeckern ein Zeltspital eröffnet wurde, das später von einer Brüderschaft betreut und das „Hospital St. Marien der Deutschen in Jerusalem" genannt wurde, „in der Hoffnung und dem Vertrauen nach der Wiedereroberung der heiligen Stadt, dort selbst ein Haus zu stiften, welches dann Mutter, Haupt und Meisterin des ganzen Ordens werden sollte." Eine Etappe in der Entwicklung des deutschen Ritterordens — zu dem wurde 1198 jene Spitalbrüderschaft — hat mir bisher noch gefehlt: das Burzenland in Siebenbürgen.

Nun bin ich zu ihr emporgestiegen, zur ältesten Marienburg.

Drei Meilen von Kronstadt entfernt liegt auf mäßiger Höhe der sächsische Marktflecken Marienburg (rum. Feldioara). Auf dem östlichen Ende des Hügelrückens, von dem Orte durch eine Einbuchtung geschieden, erheben sich die Ruinen der alten Ordensburg. Wie klein sind die Ausmaße! Aber wie klein war auch damals der „Ritterorden vom Hospital St. Marien der Deutschen"!

Der Hochmeister Hermann von Salza hielt Umschau, wo er seinem Orden einen großen Wirkungskreis eröffnen könnte. Da bot ihm der König Andreas II. von Ungarn, der in die „unbewohnte Einöde" keine deutschen Siedler mehr bekommen konnte, auf Rat des Landgrafen von Thüringen das Burzenland an. Der Hochmeister griff zu. Der Papst unterstützte ihn dabei aufs eifrigste. Es war ein großer weltgeschichtlicher Plan: den Deutschritterorden dort an der Schwelle des Orients als Stützpunkt gegen die morgenländische Kirche und Sicherung der ungarischen Stephanskrone, als Schutz der Wallfahrten nach dem Heiligen Lande und zur Mission an den heidnischen Kumanen, bereit zum Sprunge nach Konstantinopel.

Im Jahre 1211 kamen die Weißmäntel ins Burzenland. Mit Jugendkraft wurden Trutzburgen angelegt: die Törzburg, die Kreuzburg bei Tartlau, Zimmerling bei Kronstadt, Schwarzburg bei Zeiden. Auf den Ruf der Ordensritter kamen deutsche Bauern und Gewerke, besonders aus dem Ruhr- und Wuppergebiete. 13 sächsische Gemeinden wurden gegründet, darunter auch Kronstadt. Es war ein herrliches Aufblühen. 1225 wurden nun die Weißmäntel mit Waffengewalt aus dem Burzenlande vertrieben. Trotz eines Schreibens des Papstes.

Damit hatte die Ordensherrlichkeit in Siebenbürgen ein Ende. Nur 14 Jahre hat sie gedauert. Eine winzige Zeit. Aber das Werk hat die Zeiten überdauert. Zwar von den Burgen sind nur die Trümmer der Törzburg und Marienburg erhalten. Aber die angesiedelten deutschen Bauern sind geblieben. Ja, sie erhielten in dem Jahre, da der König seinem Adel die Vertreibung der Ritter versprechen mußte, ihre wichtigste Urkunde, den „goldenen Freibrief" (1224). Selbst in der Moldau heißt bis heutigentags der ganze Distrikt, in dem die Neamtenburg lag, Neamtu, d. h. der Deutsche. Vor allem aber war der Rittergeist auf die Bauern übergegangen. Die deutsche Bauernschaft, die doch sonst so viel Köpfe hat, schloß sich zu einer einheitlichen Schar zusammen, gleichsam zu einem Schutz- und Trutzorden. Im „Goldenen Freibrief" heißt es von den deutschen Kolonisten Siebenbürgens: ut sit unus populus, d. h., „daß sie ein Volk seien". Vom Orden lernten die Bauern den Burgenbau und legten selber feste Bauernburgen und Kirchenkastelle an. So war die deutsche Wehrmacht gegen Asien mit der Vertreibung der Ritter nicht etwa verloren, sondern es trat nur eine Ablösung ein, der deutsche Bauer nahm dem Ritter das Schwert ab und steckte es in seinen Acker, um es bei Feindgefahr zur Hand zu haben.

Dem deutschen Ritterorden aber bot sich ein neues größeres Feld der deutschen Wacht. Der Preußenbischof Christian und der Herzog von Masovien brauchten Hilfe gegen die heidnischen Pruzzen. Hermann von Salza sandte 1226 Konrad von Landsberg zur Erkundung an die Weichsel. Und im Frühjahr 1230 setzte der Landmeister Hermann Balke den gepanzerten Fuß auf das Kulmerland. Damit entstand ein großes Deutschordensland an der Weichsel mit der strahlenden Marienburg an der Nogat.

Die älteste Marienburg in Siebenbürgen und die neuste in Preußen sind, so sehr sie in ihrer Abmessung verschieden sind, doch beide Zeugen von der Sendung des Ordens.

*) Vergl. Fr. Just: Ins Heilige Land. Eine Reise nach Ägypten, Palästina, Transjordanien, Syrien, Rhodos, Smyrna, Konstantinopel, Athen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeitung.

Was man alles von ihr verlangt.

Erster Redner: Und so fasse ich denn meine Ausführungen in der Forderung zusammen: Längere Parlamentsberichte, längere Leitartikel, mehr Kritik, schärfere Tonart. Ob mal irgendwo ein Unglücksfall passiert, Theater gespielt wird, ein Konzert stattfindet, und was da gegeben wird, das interessiert mich doch gar nicht. Das war früher viel besser. Da hat man sich nicht darum gekümmert.

Zweiter Redner: Ich muß dem Vorredner energisch widersprechen! Wir bringen viel zu wenig Feuilleton; wir sind gar nicht aktuell genug. Ich vermisse die moderne Literatur, ein hohes, literarisches Niveau, eine Durchgeistigung des Stoffes. Fort mit den kargen Artikeln und Berichten! Die Zeitung muß lebendiger sein!

Dritter Redner: Meine Vorredner haben den Kern der Sache nicht erfaßt! Es muß mehr die grundsätzliche Stellungnahme in den Vordergrund treten. Zu allem muß man grundsätzlich Stellung nehmen, auch wenn ein Unglücksfall passiert. So geht das nicht weiter! Ernster muß die Zeitung sein, viel gründlicher.

Vierter Redner: Das ist ja alles Unsinn. Die Leute wollen wissen, was passiert, alles! Und die Zeitung muß das alles bringen, auch mehr Familienanzeigen, Lokales und kleine Inserate. Und dann nur ganz kurz.

Fünfter Redner: Das ist falsch! Ich vermisse eben den Kommentar. Zu allem, was gebracht wird, muß die Redaktion etwas sagen. Was brauchen wir Inserate?

Sechster Redner: Mit alledem kann ich mich nicht einverstanden erklären. Die Romane sind viel zu schwer. Die Frauen verstehen sie ja nicht. Da muß mehr von Liebe hinein. Und dann müssen sie recht spannend sein. Das ist die Hauptsache. Das muß überhaupt alles viel einfacher geschrieben werden und ganz kurz muß es sein. Und dann muß man von allen Orten berichten.

Siebenter Redner: Gründlicher muß man sein, viel gründlicher. Da muß mehr Wissenschaft hinein: Naturwissenschaft und Gesellschaftswissenschaft und Volkswirtschaft und Gewerkschaftliches.

Achter Redner: Sport ist die Hauptsache: Heute interessiert sich doch niemand mehr für Politik, Wirtschaft, Theater, Kunst und Literatur. Das ist ein überwundener Standpunkt. Und dann noch einige Sensationen. Denn die Leute wollen doch wissen, was passiert. Die Redaktion scheint überhaupt keine Ahnung zu haben, wie man eine Zeitung machen muß.

Der Vorsitzende: Wenn ich die Ausführungen der Debattenredner richtig verstanden habe, so will man diese Anregungen der Redaktion zur Beachtung empfehlen. Ich hoffe, daß man sie nun auch befolgen wird. Wer mit diesem Vorschlage einverstanden ist, bitte ich, eine Hand zu erheben. Ich konstatiere die Annahme. (Zustimmung.) Nun gut, dann werden alle Anregungen zur Berücksichtigung überwiesen.



Bunte Chronik



* **Die längste Fluglinie der Welt.** Im Sommer dieses Jahres wird man die längste Handelsfluglinie der Welt in Betrieb nehmen, die zehntausend Kilometer lange Route London—Kapstadt. Der Flug London—Kapstadt wird zwölf Tage dauern. Die genaue Route steht noch nicht endgültig fest; das Flugzeug wird voraussichtlich zunächst über Kairo und den Sudan, also über Ostafrika, geführt werden. Die Verhandlungen zwischen der Londoner und der südafrikanischen Regierung sind jedenfalls so weit gediehen, daß man mit Aufnahme des regelmäßigen Dienstes London—Kapstadt rechnen kann. Jede Woche wird ein Flugzeug in London aufsteigen und eines am südlichen Ende des schwarzen Erdteils. Außer der englischen und der südafrikanischen Regierung werden sich auch die Verwaltungen des Sudans, Kenya, Tanganjika, Uganda und Rhodesien, an der Subventionierung der neuen Fluglinie beteiligen. Die sechstausend Meilen (nahezu zehntausend Kilometer) lange Flugstrecke soll in Etappen von etwa fünfhundert Meilen (mehr als achthundert Kilometer) zurückgelegt werden.

* **Die verhinderte Malerin.** Millionärin geworden, weil sie vor 30 Jahren nicht genügend Geld zum Malerstudium hatte, diese echt amerikanische Karriere hat die heute 49jährige Miß Maud Edna erlebt. Damals hatte sie den brennenden Wunsch, Malerin zu werden. Das Studium kostete aber viel Geld. Und die kleine Maud besaß keines. Da wandte sie sich an einen ihrer Onkel und bekam von diesem 150 Dollar. Auch diese Summe erwies sich aber als unzureichend und die werdende Malerin sah sich vor dem großen Nichts. Da hatte sie einen guten Einfall. Sie besaß ein Rezept für eine Hautcreme, die einzige Hinterlassenschaft ihres Vaters, der Arzt gewesen war. Nun borgte sie sich weitere 150 Dollar. Für dieses Geld ließ sie Creme herstellen und dann versuchte sie, diese Creme zu verkaufen. Anfänglich ging sie von Haus zu Haus, ihre Ware fand reißenden Absatz. Immer größere und größere Mengen mußte sie nachbestellen. Sie hatte schon mit ihrer Tätigkeit 500 Dollar verdient. Nun hätte sie das Studium beginnen können. Da siegte aber in ihr die Geschäftsfrau. Mit vollem Eifer warf sie sich auf das Geldverdienen. Sie stellte Agenten ein, schickte sie in die Provinz hinaus, begann dann zu annoncieren, und ehe ein Jahr um war, arbeitete sie schon mit einigen Dutzend Vertretern. Nach vier Jahren beschäftigte sie schon 24 Arbeiter. Nach 9 Jahren hatte ihre Creme bereits soviel eingebracht, daß sie daran ging, eine Fabrik zu bauen und auch andere kosmetische Mittel herzustellen. Und ihr Geschäft ging sehr gut. Sie und ihr Schönheitsmittel wurden berühmt und heute ist sie mehrfache Dollarmillionärin. Jetzt will sie sich vom Geschäft zurückziehen, um endlich ihre unterbrochenen Malerstudien beendigen zu können.

* **Die spanische Nationalhymne — eine Komposition Friedrichs des Großen.** Die großen nationalen und internationalen Veranstaltungen, die dieses Jahr in Spanien stattfinden, werden häufig die Gelegenheit zum Spielen der „Marcha real", der spanischen Nationalhymne, bieten. Wohl die wenigsten, welche die Klänge dieses Marsches vernehmen, werden über seine Entstehung nachgrübeln, geschweige denn wissen, daß sie einer Komposition Freidrichs des Großen lauschen. Dieser hatte bald nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges das eigenhändige Notenmanuskript des Marsches dem spanischen Gesandten, einem guten Musikkenner, überreicht, der es an seinen König Karl III. weiter gab. Damals wurde in Spanien der Marsch häufig gespielt, geriet aber später in Vergessenheit. Als aber im Jahre 1869 ein Preisausschreiben für eine Nationalhymne erlassen wurde, reichte der General Serrano den alten Marsch ein, der unter fünfhundert anderen die Krone davon trug. So wurde das Werk des großen Preußenkönigs der „Königliche Marsch" der Spanier.

* **Noch für Tausende von Jahren Kraftquellen auf der Erde.** Ein Kongreß, der sich mit der Frage der noch in der Natur zur Verfügung stehenden Kraftquellen der ganzen Welt befaßte, im vorigen Jahre in London zusammentrat und auf dem 48 Staaten vertreten waren, hat jetzt einen umfassenden Bericht über seine Feststellungen herausgegeben. Dieser Kongreß war der erste Versuch, um das Vorhandensein etwa noch unbekannter oder schon ausgenutzter Kraftquellen der Natur und deren Mengen festzustellen. In dem Bericht werden die Kraftquellen der ganzen Welt als noch hinreichend für 35 000 Jahre angegeben. Es ist festgestellt worden, daß von einer Abnahme erst in sehr ferner Zukunft die Rede sein kann. Der Steinkohlenvorrat ist auf 7 400 000 000 000 Tonnen errechnet. Bei einer jährlichen Produktion so groß wie im Jahre 1927 ist noch Steinkohle für wenigstens 4000 Jahre vorhanden. Eine Abnahme von Petroleum liegt auch noch in weiter Ferne.

* **Theater für Taube.** Die Mailänder Scala hat Apparate für Schwerhörige eingeführt, die an die Telephonleitung und an bestimmte Sitze einmontiert werden und die auch tauben Theaterbesuchern den Genuß der Vorstellung ermöglichen. Man hat mit diesen Apparaten so gute Erfolge erzielt, daß jetzt auch zwei Pariser Theater darangehen, diese Einrichtung einzuführen.

Lustige Rundschau



* **Die weise Jugend.** „Als ich jung war, mein Sohn, da habe ich täglich zwölf Stunden ununterbrochen gearbeitet." — Sohn: „Ich bewundere deine damalige jugendliche Energie, Vater, aber noch mehr bewundere ich dann deine mit den Jahren gekommene Einsicht, die dich von solcher anstrengenden Arbeitszeit allmählich abbrachte."

*

* **Gewissenhaft.** Die neue junge Krankenschwester Veronika kommt zum Arzt: „Ach, Herr Doktor, es ist schrecklich!" — „Was denn?" — „Ich kann den Kranken auf Nummer achtzehn nicht wach kriegen. Er schläft so furchtbar fest." — „Warum soll er denn geweckt werden?" — „Er muß doch um diese Zeit sein Schlafpulver bekommen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.